

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 50

Artikel: Draussen im Schönbrunnerpark...

Autor: Hess, V.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

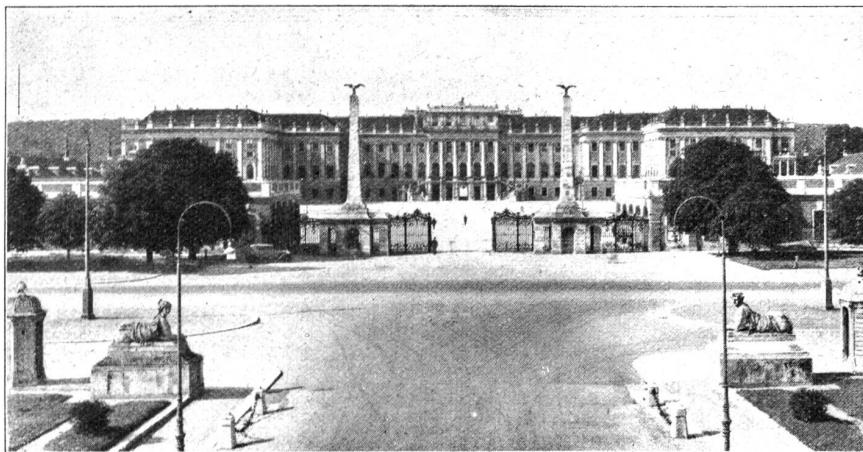
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wien-Schönbrunn. Eingang zum Schloß.

mürbe war, und regte dadurch diese selbständige Natur zu erneutem Trost auf. Augenblicklich fühlte Lina sich wiederum im Recht. Sie erklärte, daß ihre Ehe mit Xaver so nach jeder Seite hin eine wohlgeratene gewesen sei, daß sie sich schämen würde, nur ein Wort von Reue zu sagen, und die Wirtin möge nur allerseits bekannt machen, daß Lina im gleichen Falle wieder genau gleich handeln würde, und zwar mit der gleichen Rücksichtslosigkeit, die ja im Grunde für alle Teile wohltätiger gewesen sei als eine lange Auseinanderziehung. Eine neue Zeit, neue Verhältnisse bedingen auch eine neue Moral, man könne in Amerika nicht mit Baugern Traditionen arbeiten, auf brandendem Meere brauche man einen anderen Kompaß als auf dem Bodensee, und kurz und gut, sie habe sich nichts vorzuwerfen und wolle dies den alten Eseln jetzt einmal unter ihre schwarzen Schnupfnasen reiben. — Zum Schluß bestellte sie dann noch eine ganze Reihe von Zimmern im Kreuz zu Ragaz; sobald das Wetter warm genug wäre, würde sie mit ihren vier Kindern und einer schwarzen Dienerin dort eintreffen, um die heilsamen Bäder des Ortes zu genießen. „Jessee, du Steckkopf!“ sagte die erschrockene Wirtin, als sie diese Ankündigung las, und wußte nicht, ob sie sich über den versprochenen Besuch freuen dürfe; begreiflicherweise sagte sie von diesem Briefe keiner Seele auch nur ein Sterbenswörtchen.

Als Lina mit ihrem Gefolge eintraf, mußte die Kreuzwirtin sich wundern. Lina war eine stattliche Frau geworden, das Gesicht hatte sich verschönt, sie bewegte sich mit großem Anstande und trug sich wie eine wirkliche Dame. Sie war ernst und etwas wortkarg, aber was sie sagte, war männlich klar und bestimmt, man sah, daß sie selbständiges Handeln gewöhnt war und nicht mit kleinlichen Dingen zu tun hatte. Die Kinder waren prächtig erzogen, manierlich und doch unverbildet, gußten mit hellen Augen um sich und taten erstaunlich kluge Fragen. So etwas hätte allerdings aus der Babette nie werden können, dachte die Wirtin, und solche Kinder hätte sie auch nie erziehen können. Herrje, die reden ja jetzt schon gescheiter als unsere ältesten Leute! Sie war nun völlig der Meinung, daß Linas bloßes Erscheinen und Auftreten überzeugender auf die Baugereisenköpfe wirken müsse als alle Redekunst.

Lina war viel zu klug, um in Baug gleich mit der Türe ins Haus zu fallen. Wohl schrie ihre Seele danach, zu ihrer Mutter zu eilen und sich in ihre

Arme zu werfen, aber sie wußte, daß sie damit die alte Frau in Gewissensnöte und Aufregung versetzen und doch für die Zukunft nichts gewinnen würde. Sie hatte ihr ganzes Leben auf den Impuls ihres ungestümen Herzens gegründet und immer Glück dabei gehabt; jetzt aber hielt sie dies Herz fest in beiden Händen und erwiderte sein ungeduldiges Pochen. Sie wollte den Kampf einmal zu Ende kämpfen, und sie verhehlte sich nicht, daß man gegen den Geist einiger Jahrhunderte nicht mit den gläsernen Lanzen des Uebermuts und der Herausforderung anrennt. Hier mußte Ernst gegen Ernst stehen. Sie unterdrückte deshalb alle Gelüste, in feinen Kleidern oder Karossen in der Landschaft herumzufahren und die Baugern durch Darstellung ihrer Ueberlegenheit zu ärgern, obgleich es sie nicht selten jügte, sich diese Genugtuung zu verschaffen. Sie verhielt sich still und bescheiden wie eine Bürgerfrau, lief mit ihren Kindern im kurzen Touristenröckchen fleißig über Berg und Tal und zeigte ihnen oft jenseits des Rheins das heimische Dörfchen, das am Fuße der dunkel bewaldeten Berge im goldenen Abendlicht glänzte und lachte; im übrigen verließ sie alles, was die Augen ihrer Landsleute hätte auf sich ziehen können. Sie hatte aus jungen Jahren das instinktive Wissen behalten, daß ärgern wollen im Grunde nichts anderes ist als gefallen wollen, und ein derartiges Spiel sollten die Baugern bei ihr nicht voraussehen. Nur ihr Name stand groß und feierlich im Fremdenblatt: Frau Lina Hutter aus Kansas, Amerika, mit vier Kindern und Bedienung. Das las mancher alte Dickschädel, wenn er beim Frühstück die Zeitungen durchblätterte, und es ärgerte ihn allerdings, nur daß er es in keiner Weise als eine Herausforderung von Seiten der Fremden nehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Draußen im Schönbrunnerpark . . .

Die Geschichte des alten Habsburger-Schlosses zu Wien.

Ein zierlicher, von jungem Laub umschimmerter Rokoko-tempel im Schönbrunner Schlosspark. Drinnen ein geheimnisvolles Rieseln. Es ist das „Kaiserbründel“. Kaiser Mathias, der auf einer Jagd diese Quelle entdeckte, hatte recht: Es ist ein „schön Brunn“. Das Wort ward 1619 gesprochen und blieb am nachmaligen Sommerschloß der Habsburger haften. Schon lange vorher, 1570, hatte Kaiser Max II. in diesem Forst, der südlich von Lainz auf dem rechten Wienufer als Tiergarten die Anhöhen überzog, ein Jagdschlößchen gebaut, welches 20 Jahre später Rudolf II. seinem Kriegszahlmeister Egid Gattermaier schenkte. Im Volksmunde hieß es dann das „Gatter-Schlößl“ und sein Gehege das „Gatterhözl“. Anfang des XVII. Jahrhunderts kommen raublustige Scharen über das Land und legen die Ortschaften Hietzing, Penzing, Lainz und Speising in Asche. Auch das „Gatter-Schlößl“ wird verwüstet. Matthias läßt es wieder aufbauen. Dann wird es Sommerstübchen zweier Italienerinnen als Kaiser-Witwen, der frommen Eleonora von Mantua und Marias von Gonzaga. Im Jahre 1683 kommt der große Türkenkrieg, der alles rings um Wien vernichtet. Auch das Schönbrunner Schloß wird in einen Trümmerhaufen verwandelt, um erst 13 Jahre später auf Befehl Leopolds I. als Sommersitz Josephs I. neu zu er-

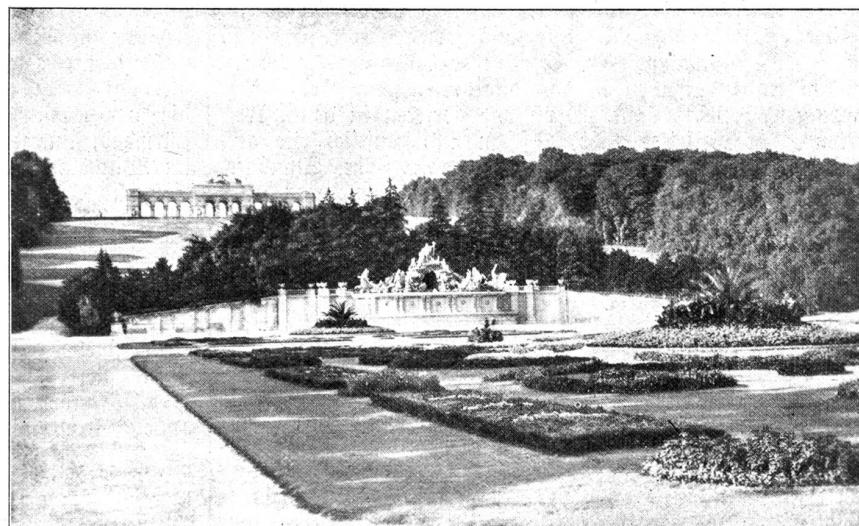
stehen. Kein geringerer als Fischer von Erlach entwirft den Plan zu Schloß und Park, welch letzterer sich in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten hat. Joseph I. hat eine große Vorliebe für Schönbrunn, obwohl er die Vollendung des Baues nicht erleben soll. Er gibt hier prächtige Reiterspiele und feiert die Hochzeit seines Bruders Karl, damaligen Königs von Spanien.

Um so stärkere Liebe wendet seine große Tochter Maria Theresia Schönbrunn zu. Nach dem Hinscheiden Josephs I. ist das Schloß in den Besitz seiner Witwe Amalie Wilhelmine gekommen, die es 1728 dem Hofe für 450,000 Gulden abtritt, um sich dann ins Kloster zurückzuziehen. Maria Theresia ist die eigentliche Schöpferin von Schönbrunn. Die Bauten, Anlagen, Verschönerungen und Erweiterungen verschlingen in den nächsten Jahren ungeheure Summen, aber weder die Kaiserin noch ihr Schönbrunner „Bautenminister“, Fürst Kaunitz, lassen sich dadurch die Freude am Werk verderben. Wie sehr der Kaiserin die Schönbrunner Anlage mit ihrer prächtigen Beaglichkeit am Herzen lag, beweist folgendes Schriftstück aus ihrem vom 29. Mai 1767 datierten Testamente: „Was meine wenige habhaft betrifft, offerire meinem Sohn, des Kaisers liebden, deren 3 Schlosser, Lachsenburg, Belveder und Schönbrunn samt einrichtung ganz wie Ich solche eingerichtet und meubliert habe, mit der Bitte solche in dem nemlichen Stand, wie Sie dermalen Sich befinden, bei Unserem Haus beständig zu lassen.“

Am 29. November 1780 schließt die große Kaiserin die Augen, und Schönbrunn verendet. Es branden die hochgehenden Wogen der Zeit an seine Mauern. Napoleonische Adler durchfunkeln seine Geschichte. Hier schlägt Erzherzog Karl sein Hauptquartier auf, hier erläßt Napoleon seine berüchtigten Befehle an die österreichischen Landwehrmänner; von hier ruft er die Ungarn auf, befiehlt die Einverleibung des Kirchenstaates und die Gefangennahme des Papstes Pius VII. Hier verrauschen auch die glänzendsten Kongressfeste; hier spielt, tollt und stirbt der napoleonische Sprößling, der Herzog von Reichstadt. Hier unterzeichnet 1914 Kaiser Franz Joseph I. die Kriegserklärung an Serbien.

Vor uns liegt das große, gelbe Schloß mit den weitgestreckten Flügeln und den unzähligen Fensterläden. Im Hintergrund, wie von Geisterfittichen emporgetragen, hellschimmernd: das Gloriett. Sphixe und Löwen lagern am Weg. Adlerobelisken schießen auf dem Eingangsgitter zum weiten, fontänenbelebten Vorhof, wo die Kavaliere Josephs I. turnierten und die Garden Napoleons paradierten. Das Schloß enthält mit allen Seitengebäuden über 1000 Gemächer, die heute zum Großteil an bundesstaatliche Fürsorgeinstitute, sowie an Privatpersonen vermietet sind. In den meisten Appartements herrscht weißgoldenes Rokoko der Theresianischen Zeit mit stark orientalischem, besonders chinesischem Einschlag. Auf Schritt und Tritt glaubt man die Klopfsgeister der Geschichte zu vernehmen, als wären all die vielen Bildergestalten ihren verschnörkelten Rahmen entstiegen und trieben in den lauschigen, vergoldeten Winkeln ihr trügerisches Spiel.

In der großen Galerie, wo seinerzeit die fürstlichen Galadiners stattgefunden haben, herrscht das echteste Rokoko. Hohe Fenster und hohe Spiegel. Gregor Guglielmi's dreiteiliges Plafondgemälde gibt eine vollklingende Note in der Harmonie des schönen, leichtgewölbten Raumes. Der Künstler hat sich hier einen optischen Scherz erlaubt: ein wohlbeleibter, langzopfiger Paukenschläger der berittenen ungarischen Nobelgarde ist im Bilde so hineingestellt, daß



Wien-Schönbrunn. Gloriette mit Neptunbrunnen.

Röß und Reiter dem Besucher von allen Seiten die Rückenansicht zeigen.

Ein allerliebstes Schmuckstück ist das Schönbrunner Schloßtheater. Natürlich wieder weiß-gold, mit zwei Rängen, schmalem Parterre und einer Galerie. Als Napoleon nach den großen Marchfeldschlachten für die Friedensverhandlungen noch über drei Monate in Schönbrunn blieb, erlebte das Schloßtheaterchen eine wirkliche Saison. Es wurde am 31. Juli 1809 mit Schillers „Phädra“-Bearbeitung eröffnet. Aus Italien wurden berühmte Sänger berufen, die im Verein mit einer deutschen Operngesellschaft die beliebtesten italienischen Opern, aber auch Mozarts „Don Juan“, allerdings meist nur einen Akt daraus, zur Aufführung brachten. Kleine Ballette und Divertissements wechselten ab.

Einen wunderbaren Fernblick genießt man von der breiten Gartendoppeltreppe. Man schaut geradeaus über das sonnenüberflutete Parterre, aus dessen hohen Buchenalleen Marmorbilder schimmern, nach dem großen Neptunbrunnen und dann die Höhe hinan zum krönenden Gloriett. Von unten her grüßt der Obelisk. Vier goldene Schildkröten hocken oben auf der Felsgrotte und auf ihre Rücken ist die schlanke Schriftsäule gestellt, einem ägyptischen Vorbild in Rom nachgebildet, über und über mit Hieroglyphen behauen, welche „sinnbildlich“ Habsburgs Geschichte bis auf die große Kaiserin erzählen; auf der Spitze sonnt sich ein goldener Adler, ein recht unägyptisches Wappentier. Durch eine breite Allee kommt man rechts zur künstlichen „römischen Ruine“, einem vielgerühmten und -gemalten Gartenschmuckstück. Der Weg führt weiter zur großen Neptunfontäne. Sie ist ein Werk Beyers, der mit Hagenauer, Blaizer u. a. heute verschollenen Barockbildern den Park mit 32 Marmorstatuen geschmückt hat.

Sanft ist der Aufstieg zum „Gloriett“, der entzündenden Gartenäulenalle. Sie beherrscht weithin Park, Schloß, Stadt und Land. Durch die offenen Bogenhallen blaut ein sanfter Himmel. Ein steinerner Adler breitet in der Giebelmitte seine Flügel nach dem Schloß aus. Schön ist die Aussicht von der Marmortreppe vorn, zur Fernsicht wird sie auf der Plattform, wo sie über den großen Fasanengarten nach Ungarn hineintaucht.

Ein Lieblingswanderziel der Wiener bildet der Schönbrunner Tierpark, welcher ebenfalls schon zur Zeit Maria Theresias gegründet wurde. Dazu kommt noch der herrliche Blumen- und Pflanzgarten, sowie das Palmenhaus, ein Glaspalast mit mächtigen Raumverhältnissen.

Damit wäre die Schloßwanderung beendet. Bei einem zierlichen Nymphenbrunnen angelangt, biegen wir in einen der sieben Laubgänge ein, die hier ausstrahlen. Wollen wir am Ende derselben in das dichtverwachsene Heckenwerk eindringen? Lieber nicht. Denn wir gerieten in den „„Garten“, der vielleicht nicht so schön und künstlich wie der Versailler, sicherlich aber verworrener ist. Ein Symbol! Wir wüßten, einmal drinnen, gewiß nicht mehr aus und ein. Wer weiß in diesem armeligen Österreich heute noch aus und ein?

B. H. B.

(Die Photos stammen von der Oesterr. staatl. Lichtbildstelle in Wien.)

Préludes.

Historische Skizze von Stephan Georgi.

Es war um das Ende der dreißiger Jahre im vergangenen Jahrhundert. In den deutschen Landen lag der brave Biedermeier behaglich-faul auf seinem unentbehrlichen Kanapee, rückte seine Brille zurecht und führte mit pedantischer Aufmerksamkeit eine Prise zur Nase. Er las seinen geliebten Walter Scott, ging für sein Leben gern ins Theater, wohl um die Leistungen einer Henriette Sontag oder Jenny Lind zu bewundern und sang, wenn er in Stimmung kam, das Lied, das damals alle Spazieren von den Dächern pfiffen: vom Jungfernfranz und der veilchenblauen Seide.

Drüben in Paris aber war man um diese Zeit regisser. Wohl begann unten im Volke die Hefe allmählich wieder zu gären, wohl war die Noblesse noch immer damit beschäftigt, sich von den Schrecken der großen Revolution zu erholen, aber die eleganten, lichtüberströmten Pariser Salons waren der Sammelpunkt geistiger Elite geworden. Nicht nur Frankreichs Männer der Kunst und des Wissens strömten dorthin aus aller Welt zusammen, denn es war nicht nur das Haus des bekannten Barons Rothschild, sondern es waren noch ungezählte andere Türen, die sich in Geistesheroen öffneten.

So auch das Haus der bewunderungswürdig schönen Gräfin Potoda.

Es war ein überaus angenehmer, anregender Abend. Ringsum saß eine auserlesene Gesellschaft, worunter unter anderen auch Liszt, Menerbeer, Heinrich Heine, Balzac, Dumas, Hiller und Gautier zu entdecken waren.

In der Mitte, am Flügel, saß Rossini und spielte — eigentlich ein wenig phlegmatisch — einige Fragmente aus seiner „l'Italiana in Algeri“.

Während der kleine, dicke Herr von Balzac damit beschäftigt war, einigen Damen galante Histörchen zuzuspielen, von denen der daneben sitzende, ebenfalls reichlich fette Alexander Dumas von Zeit zu Zeit ein Teilstück mit anhörte, verstand es Heinrich Heine, inzwischen eine recht breite Augenunterhaltung mit der noch sehr jugendlichen Gräfin Komar anzustellen. Liszt, Menerbeer und Hiller jedoch waren pietätvollere Zuhörer.

Man spendete Rossini Beifall. Dann erhob sich der junge Liszt, schüttelte seine lange Mähne zurück und setzte sich an den Flügel. Er hatte eine hier noch unbekannte Komposition mitgebracht, verriet aber vorläufig darüber nicht mehr, als daß sie von Robert Schumann in der in Leipzig erscheinenden „Neuen Zeitschrift für Musik“ außerordentlich lobend besprochen worden war. Man solle sie erst anhören, bevor man den Namen des Komponisten wisse.

Er begann zu spielen. Und da hörte sogar der Herr von Balzac mit seinem frivolen Geflüster auf. Man lauschte einer seltsamen, wohllauten Musik, die erfüllt war von anmutiger Ursprünglichkeit, von bizarren Einfällen, von überwältigendem Gefühl und überströmender Leidenschaft. Es waren Variationen wunderbarer, bestridender Eigenart, voll feinstter Nuancen. Als läge der zarte Hauch der Blumen, das Sprudeln kristallklarer Quellen, das Spiegeln der Sonnenstrahlen darin, so perlten die Takte in unend-

lich sensibler Feinheit hervor, wurden drängend, wie getrieben von dem Atem dunkelbunter, mysteriöser Romantik, und formten sich zusammen zu einer bis in die feinsten Nerven hinein empfundene, zauberhaften Traumdichtung, die beweglich, elastisch dahinflatterte, bald leidenschaftlich stürmend, jauchzend, bald zögernd, flackernd wie eine Flamme im Winde, dann wieder angeschwoll zu einem überstürzenden Crescendo. Und in all diesen Tönen lag ein unverkennbares Sichselbstgeben, eine so ausgesprochene Individualität, von der die Hörer mitgerissen, zum selbstaufgebenden Mitempfinden gezwungen wurden.

Mit verhaltenem Atem lauschten die reglos Daschenden. Nur ganz wenige ahnten, wer das geschrieben haben konnte. Unter diesen wenigen war auch die Gräfin Potoda. Sie fühlte diese Töne und dachte an einen, den auch sie, wie so viele andere schöne und hochstehende Frauen vergötterte, anbetete und liebte; an einen, der zurzeit fern war — an der Seite der anderen, Auserwählten.

Der letzte Akkord verhallte. Liszt stand auf, wehrte lächelnd den Applaus ab und wies auf die Noten. „Dem dort gebührt Lob!“

„Wem? Wer ist es? Wer?“ tönte es ringsum. Die Hörer umdrängten den Flügel und sahen auf das Titelblatt der Noten.

Da stand oben, in der Ecke, mit feiner, zierlicher Handschrift: François Frédéric Chopin.

Um diese Zeit, da man ihn, den Abwesenden, noch immer in den Pariser Salons feierte, weilte Chopin gemeinsam mit der Dichterin George Sand, deren wirklicher Name eigentlich Aurore Dudevant war, fern an der spanischen Küste auf der Insel Majorca.

Seine Zuneigung zu der Dichterin war schon in Paris zu einer unauslöschlichen Leidenschaft geworden, und als sie wegen der Kränklichkeit ihres Kindes Maurice nach dem Süden reiste, zögerte er keinen Augenblick, sie zu begleiten, zumal auch seine Ärzte in Hinsicht auf seine schwache Gesundheit dazu rieten.

Aber eben diese, seine schwache Gesundheit, war es, die arge Enttäuschung in die Freude des dortigen Zusammenlebens brachte. Ein feuchtkalter, regnerischer Winter trat ein; die Wohnung, die sie genommen hatten, war dunkel und unzulänglich, und so erkrankte der an Luxus und Behaglichkeit Gewöhnste bald an einer bedenkllichen Bronchitis; eine Krankheit, die damals dort unten überaus gefürchtet war. Und so kam es, daß die beiden regelrecht aus ihrer Wohnung vertrieben wurden und in einem alten, verlassenen Karthäuser-Kloster Zuflucht suchen mußten, das im Valdemosa lag.

Krank, mutlos und niedergeschlagen saß der Liebling der Pariser Salons, der sonst ohne Eleganz, Wohlgerüche und weiße Handschuhe kaum zu leben vermochte, in dem alten, trostlosen Gemäuer, über dem, hoch in den Lüften, die hungrigen Adler schrien. Vor dem Fenster seiner sargförmigen, staubigen Zelle ragten ein paar dunkle Zypressen empor.

Unerträglich war es ihm hier, und seine Krankheit verschlimmerte sich zusehends. Erst als es ihm unter großen Kosten und Mühen gelungen war, einen Ofen und einen Flügel aus Marseille kommen zu lassen, lebte er wieder ein wenig auf. George Sand pflegte den Kranken mit aller Aufopferung; aber auch sie konnte nicht verhindern, daß sich seiner in immer stärkerem Maße Mutlosigkeit und Verzweiflung bemächtigte. Der zarten, sensiblen Natur Chopins fehlte die spontane Kraft, zu überwinden; eine kräftige, geängstigte Phantasie zerrte an seinen Nerven und zerrüttete ihn vollends.

Es war an einem grauen Regentage. George Sand war mit den Kindern nach Palma gegangen, um Einkäufe zu besorgen. Ein gräßlicher Rückweg war es. Das Unwetter war voll ausgebrochen, und die Flüsse überfluteten